27. Sommerakademie der Katholischen Männerbewegung Österreichs
zum Leitthema «Vom Männchen zum Mann»

Männerbild: Vom Gefangenen, der sein eigener Wächter ist

Eröffnungsreferat von Markus Theunert (Präsident des Dachverbands Schweizer Männer- und Väterorganisationen, Psychologe und Soziologe, Autor[1]), gehalten am 10. Juli 2013 in Melk (A)

Geschätzte Zuhörer

Die Versuchung war gross in der Vorbereitung dieses Referats: Das Thema Männerbild schreit ja geradezu nach Männer-Bildern. Ich werde Sie enttäuschen und ganz ohne Bilder, ohne visuelle Darstellungen auskommen. Weshalb? Weil ich die Distanz scheue, welche das Bild schafft: Indem ich Ihnen Männerbilder zeige, zeige ich zwangsläufig auf andere Männer – und stecke schon in der Bewertung fest statt in der Verbindung.

Diese Pflicht zur Distanznahme hat System. Ein richtiger Mann hat alles im Griff. Daran ändert das Wegbrechen aller geschlechterpolitischen Gewissheiten nichts: Ein richtiger Mann hat keine Anliegen – er hat alles im Griff. Er geht auf sachliche Distanz zu seinem Gegenstand und analysiert ihn. Sich einem neuen Männerbild anzunähern, erfordert deshalb wohl als Erstes: Mir zu erlauben, auf den Schutz der analysierend-wertenden Distanz zu verzichten und zu riskieren, mich selber als Mann und Mensch sicht- und spürbar zu machen.

Von Machos und Softies

Ich bin ein Mann mit Jahrgang 1973, aufgewachsen in einer Zeit, als der Feminismus Mainstream wurde. Geschlechterfragen sind immer auch Generationenfragen – und das Männerbild immer auch Ausdruck des Zeitgeists. Damals gehört es in meinem schulischen Umfeld zum guten Ton, Frauen an die Macht und Männer auf den Mond zu wünschen. Zu viel Leid hätten Typen auf Testosteron in ihrem Machbarkeitswahn verursacht, zu viel Ausbeutung hätten sie zu verantworten in ihrer egomanischen Rücksichtslosigkeit, zu viel Gewalt übten sie aus in ihrer phallischen Zerstörungswut.

Ich finde diese Pauschalisierungen zu dieser Zeit voll überzeugend und teile das zum Ausdruck gebrachte Männerbild: Männer sind in meinen Augen damals – verzeihen Sie – übergriffige Arschlöcher. Und ich gefalle mir mit 15 Jahren in der Rolle des ritterlichen Feministen, der an der Seite der unterdrückten Frauen die bösen Männer bekämpft. Ich hatte die schönsten Freundinnen. Zum Reden. Ins Bett gingen sie lieber mit den «übergriffigen Arschlöchern»...

Ich befleissigte mich damals trotzdem unbeirrt, dem verachteten Bild vom Macho-Mann sein eigene Antithese entgegen zu setzen. Als verständnisvoll-empathisch zuhörender «Softie» bin ich in den 1980er-Jahren in bester Gesellschaft. Als ich zum ersten Mal ein Mädchen küsse, kreist meine ganze Aufmerksamkeit um einen Gedanken: «Jetzt darf ich bloss *keine* Erektion bekommen, denn das wäre

---

1 Theunert, Markus (2012). Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht. Wiesbaden: Springer VS

Theunert, Markus (2013). Co-Feminismus. Wie Männer Emanzipation sabotieren – und was Frauen davon haben. Bern: Verlag Hans Huber

Einige Auszüge dieses Referats entstammen dem Buch «Co-Feminismus».

frauenfeindlich»! Mit 18 Jahren entwickle ich eine Magersucht. Eines Sonntagabends sehe ich mich im grossen Spiegel des elterlichen Badezimmers an und erblicke eine ausgemergelte Gestalt, der ich kaum in die Augen zu blicken wage. Das ist die Geburtsstunde meines männerpolitischen Engagements. Ich beginne die einschlägige Literatur zu sichten: Von «kleinen Helden in Not»[2] lese ich, von «Männern auf der Suche»[3], von befreiten[4] und von kräftigen Männern[5]. Jeden dritten Donnerstag gehe ich in die Männergruppe.

Wie man Bonsai-Männer züchtet

Es klärt sich: Dass Macho nicht sein muss, aber Softie auch nicht passt, weiss ich nun. Es zeichnen sich die Konturen eines dritten Wegs ab. Balanciert soll er sein, der «neue Mann», «sowohl als auch» sagen statt «entweder oder», nicht nur «seine weiblichen Seiten» beleben, sondern sie zu selbstverständlichen Facetten seines Mann-Seins machen, Verantwortung für sich und sein Leben übernehmen. Kurz: mehr Mann sein – und ganz Mensch werden.

Einigermassen gutgläubig sehe ich Männeremanzipation damals als rein innerpsychischen Prozess, der dann schon gesellschaftliche wirksam würde, wenn nur einmal genügend Männer in Bewegung kämen. Die strukturelle Gewalt in der männlichen Sozialisation vermag ich noch kaum zu sehen.

Ich gehe damals von einem stillen Leidensdruck der Männer aus, gespiesen aus den Erfahrungen des Scheiterns, den Anforderungen an einen «richtigen Mann» – eben dem Leitbild «hegemonialer Männlichkeit»[6] – zu genügen. Dieses Männlichkeits-Ideal ist anforderungsreich. Sie kennen seine Imperative: Er soll keinen Schmerz kennen (er ist ja ein Indianer), sondern wortkarg und einsam sein (er ist ja ein Wolf), weinen schon gar nicht (er ist ja ein grosser Junge), dafür leistungsstark und allzeit bereit sein (er ist ja ein Hengst).

In der Überspitzung mögen diese Sätze wie Schablonen mit Satirewert aussehen. Sie gelten gleichwohl und ich behaupte: Sie wirken in jedem von uns bewusst oder unbewusst. Entsprechend zwangsläufig muss jeder Mann einen Umgang mit der Diskrepanz zwischen Männlichkeitsideal und seinem eigenen Versuch finden, diesem Ideal nachzueifern. Unausweichlich wird es ein Umgang mit Scheitern sein. Ebenso unausweichlich schlummert in jedem Mann eine Angst vor erahntem Ungenügen, ein Schmerz infolge tatsächlichen Ungenügens, eine Sehnsucht nach Angenommensein jenseits des Genügen-Müssens.

Heute bin ich überzeugter denn je, dass dieser stille Leidensdruck in jedem Mann nagt und zehrt, vielleicht auch brodelt und dampft. Getäuscht habe ich mich in der Vermutung, wo der Siedepunkt liegt. Ein bisschen warm reicht offensichtlich nicht. Das spürt man(n) nicht, wenn man(n) seine Innenwahrnehmung systematisch abtrainieren musste. Ein bisschen heiss reicht aber auch nicht. Der Preis, ein Mann mit Anliegen zu werden – also kein «richtiger Mann» mehr zu sein – ist viel zu hoch für den

---

2 Schnack, Dieter & Neutzling, Rainer (1990). Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suchte nach Männlichkeit. Rororo Mann

3 Biddulph, Steve (1996). Männer auf der Suche. Sieben Schritte zur Befreiung. München: Beust Verlag

4 Pilgrim, Volker Elis (1988). Das Manifest für den freien Mann. Rororo Mann

5 Hollstein, Walter (1988). Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Rororo Mann

6 Connell, Robert / Raewyn (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. VS Verlag

nebulösen Gewinn, den es vielleicht irgendwann mit Glück zu erreichen gibt. Bevor der Mann innerlich kocht, geht gar nichts. Meistens braucht es einen äusseren Anlass, bis der Dampfkochtopf birst. Unfall, Scheidung, Arbeitsplatzverlust: Das sind die gängigen Umschlagplätze, auf denen Männer in Bewegung kommen. In ihrer Wut gegen die Gewalt, die sie sich im autonomen Nachvollzug der gesellschaftlichen Amputationsforderung selbst angetan haben, erfüllen sie dann das Klischee, wonach nur Verlierer bewegte Männer werden.

Wenn es männlichen Leidensdruck gibt und dieser gross ist, sich aber trotzdem nicht zu äussern vermag, dann muss es einen noch grösseren Gegendruck geben: die Angst vor dem Dammbruch. Es ist ein Teufelskreis: Weil die Männlichkeitsideale gleichermassen unerfüllbar wie unentrinnbar sind, hält das Wachsen meines Leidensdrucks stets Schritt mit dem Wachsen meiner Angst davor, ihnen nicht zu genügen. Im gleichen Tempo macht sich die innere Leere breit: Aus der blutarmen Innenwelt wird mit der Zeit eine militarisierte Sperrzone, der ich mich nur unter Lebensgefahr zuwenden kann – nämlich unter der sehr realen Gefahr, das bisherige Leben als «Leben aus zweiter Hand» zu erkennen und dieses Korsett sprengen zu wollen. Je mehr ich leide, umso mehr wächst meine Angst vor Veränderung und umso schärfer muss ich gegen jedes Anzeichen von Leiden vorgehen – bis dass ich innerlich tot oder geplatzt bin. So werden Bonsai-Männer gezüchtet. So entstehen «Männchen», aus denen nie Männer werden. So entstehen Männer, die Gefängniswächter und Gefängnisinsassen in Personalunion sind.

Der versöhnte Mann als neues Leitbild

Liebe Männer, diese Gleichzeitigkeit ist unsere Tragik – aber auch unsere Chance. Weil wir Wächter und Insassen zugleich sind, liegt auch die Macht zur Emanzipation in uns. Wir können es tun. Wir können uns ein lebensdienliches Männerbild schaffen: Wir selber sind es, die uns im Weg stehen.

Der Prozess ist anspruchsvoll und der Grat schmal. Denn wegen dieser Gleichzeitigkeit von Gefangensein und Wächter-sein kann Männeremanzipation nie nur das Eine oder das Andere sein: Wenn wir nur Wächter sind und den Gefangenen bekämpfen, schreiben wir unsere Selbstunterdrückung und –ausbeutung fort. Wenn wir nur Insassen sind und den Wächter bekämpfen, finden wir uns in der reinen Rebellion. Das mag besser sein als Anpassung. Nachhaltige Männeremanzipation aber heisst: Die Aussöhnung zwischen dem Wächter und dem Insassen in mir befördern. Mit liebevoller Strenge. Schritt für Schritt. In der Bereitschaft, Rückschritte zu verzeihen. Im Willen, den Frieden zu finden.

Doch aufgepasst: Wenn ich den versöhnten Mann als Leitbild lebensdienlicher Männlichkeit skizziere und im Folgenden an Sie appelliere, den Prozess der Aussöhnung auf sich zu nehmen, dann laufe ich neuerlich Gefahr, in das alte Alles-im-Griff-Muster zu rutschen. Ich möchte bremsen und vor Übermut warnen: Die Versöhnung zwischen Wächter und Gefangenem ist nicht bloss eine Aufgabe, die sich jedem einzelnen Mann stellt und die ein einzelner Mann allein lösen kann. Das ist eine Verbundsaufgabe, eine kollektive Bewältigung unbearbeiteter männlicher Trauer, Tragik und Traumata. Es ist die Bewältigung all dessen, was unsere Väter, Grossväter und Urgrossväter nicht zu tun in der Lage waren.

Was steckt drin im Rucksack der Gefangenen, den wir Männer von heute «dank» der Geschichte von gestern mittragen? Ich begebe mich auf Glatteis und behaupte: Den Boden legt die Körperfeindlichkeit des Christentums, verbunden mit der Pflicht zur Abspaltung des Leiblichen. Der religiös motivierte Leib-Seele-Dualismus trifft sich in der frühen Neuzeit mit dem verengten Blick von Aufklärung und Rationalismus auf den Körper als Gefahrenquelle. Die religiös motivierte Spaltung von Körper und Seele wird später durch die rasante Entwicklung der Medizin auch noch wissenschaftlich überbaut und zementiert. Auf dieser Dimension bildet sich das Leitmotiv des Mannes als Verstandeswesen heraus, der

kraft seines Intellekts an den höheren Weihen der Rationalität teilhat – und dadurch seine grössere Teilhabe an den Bereichen von Macht und Geld legitimiert. Das Verstandesmässige ist die reine Kraft, dank der sich die Herren der Schöpfung über die Unreinheit des Körpers und über die Funktion des Fühlens stellen können. In seinem Schatten schlummert das Gegenbild vom Mann als unmoralisches, gewalttätiges, sexuell unersättliches Triebtier[7].

Die zweite Schicht bilden die mittelalterlichen «ritterlichen Ideale» von Männlichkeit und ihre modernen Erweiterungen. Tugenden wie die Rechtschaffenheit, Stärke, Tapferkeit und Ausdauer ergänzen sich im Lauf des 19. Jahrhunderts um übergeordnete Ordnungsprinzipien. Leitbegriffe wie Gerechtigkeit, Gleichheit, Recht und Ordnung treten in den Vordergrund. Sie bilden gleichermassen den Boden für das Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft wie auch für das Männlichkeitsideal. Hier zeichnet sich die Leitfigur des «guten Patriarchen» ab: streng, aber gerecht – eigenmächtig, aber nicht eigensinnig. Durch die industrielle Entwicklung organisiert sich auch die familiäre Arbeitsteilung neu. Die Männer erobern die Sphären der (ausserhäuslichen) Produktionsstätten, die Frauen verbleiben in der Sphäre der (häuslich-familiären) Reproduktion.

Dazu gesellt sich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert als dritte Schicht eine moralisch-ästhetische Ebene, eine neue Vorstellung von «Schönheit», die von einer harmonischen Spiegelung von Geist und Körper ausgeht. An Gesicht oder Körperbau glaubt man moralische Werte ablesen zu können. Tragend für das Männlichkeitsideal wird die Einheit zwischen Körperlichkeit, Schönheit und Moral8. Sinnbildlich für diese Entwicklungen steht das Streben nach körperlicher Ertüchtigung und das Aufkommen des Breitensports. Hier finden wir die Wurzeln des Leistungsdiktats als zentralem Pfeiler heutiger Männlichkeitsnormen. Auch das Männer heute immer stärker ergreifende Schönheits- und Jugendlichkeitsdiktat hat hier seinen Ursprung.

Die vierte Schicht im mittlerweile ordentlich prall gefüllten Rucksack beschwert die unteren Lagen und hält sie so zusammen. Es ist das Prinzip des Ausschlusses all jener, die den hehren Idealen nicht zu genügen vermögen: Wer kein *richtiger* Mann ist, ist überhaupt kein Mann. Erst dadurch wird die Norm von der Empfehlung zum Gebot. Erst durch die Sanktion von Abweichungen herrscht genügend Angst, um Ausbruch zu verhindern. Solange die sozialen Stände klar und undurchlässig waren, genügten die Regeln der Klasse. Verstehen wir Gesellschaft als Bund der freien und gleichen Brüder – die Frühform des republikanisch-liberalen Gesellschafts- und Staatsmodells – sind Fesseln hilfreich, die man jedem einzelnen Bürger anlegen kann, um soziale Ordnung zu gewährleisten.

Unter dem Strich finden wir so erschreckende Sammlungen struktureller Gewalt, wenn wir das Männerbild unserer Väter betrachten: Er darf seinen Körper nur zu instrumentellen Zwecken (Leistung) benutzen, nicht aber in seinem Körper zuhause *sein*, ihn lieben, hegen und pflegen. Er darf seinen Verstand benutzen, aber er darf nichts fühlen, was die Fassade der Stärke in irgendeiner Weise besudeln könnte. Er darf seine Freiheit nutzen, solange er sie in den gesetzten engen Grenzen zu halten weiss. Er muss integer sein, aber auf keinen Fall integriert. Mann-Sein ist im historischen Zusammenhang verbunden mit der Pflicht zur seelischen Spaltung. Mann-Sein ist bis heute verbunden mit der Pflicht zur Entfremdung vom «Eigentlichen», der Seele, dem Selbst, dem Wesen eines Menschen. Hier sind wir

---

7 Kucklick, Christoph (2008). Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie. Frankfurt: edition suhrkamp 2538

8 Kottow, Andrea (2004). Der kranke Mann. Zu den Dichotomien Krankheit/Gesundheit und Männlichkeit/Weiblichkeit in Texten um 1900. http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000001426

gefordert, lebensdienliche Alternativen aufzeigen und zu durchbluten. Genau wegen dieses historischen Erbes dürfen wir aber auch gefordert, nicht in Allmachtsfantasien abzugleiten: Es liegt letztlich nicht in unserer Macht, ein lebensdienliches Männerbild zu verankern. Es liegt «nur» in unserer Macht, in aller Demut jene Schritte zu tun, die zu wagen uns gegeben ist.

Anstelle einer Zusammenfassung

Liebe Männer, Sie verbringen die nächsten Tage an der Sommerakademie der Katholischen Männerbewegung Österreichs. Sie wären nicht hier, wenn Sie nicht bereits diese Schritte wagen würden, wenn Sie nicht bereits begonnen hätten, die Leere hinter dem männlichen Leistungsdiktat zu füllen, nach spirituellem Wachstum hinter dem materiellen Performancedruck zu streben, Ihren Partnerinnen und Freunden, Ihren Söhnen und Töchtern mehr innere und äussere Präsenz zu schenken als es die meisten Ihrer Väter und Grossväter zu schenken in der Lage waren.

Was ich Ihnen auf diesem Weg – ich hoffe, das sei nicht anmassend – mitgeben möchte:

1. Die Entlastung, dass Ihr Ungenügen nicht Ausdruck individuellen Versagens, sondern Ausdruck struktureller Macht und kollektiver Verdrängung ist. Weder Sie noch ich mögen das Bild des allzeitbereiten, omnipotenten, unfehlbaren Supermannes zu erfüllen. Weder Sie noch ich sind umgekehrt einfältige testosterongesteuerte Trottel. Wir sind einfach Männer, also Menschen.

2. Die Kraft und den Mut, sich gegen alles zu wehren, was den Wächter in Ihnen stärkt – egal, ob es Ihr Chef, Ihre Frau oder Ihr Bankberater ist. Wehren wir uns gegen alle, die uns eine Erbschuld einreden wollen an den Verhältnissen, wie sie uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Das ist unlauter. Das ist Manipulation. Es gibt keine männliche Erbschuld. Es gibt nur die Verantwortung für die tatsächliche Teilhabe an der patriarchalen Dividende, Verantwortung dafür, nicht aus Bequemlichkeit weiterhin etwas zu tun, obwohl wir es als falsch erkannt haben.

3. Das Vertrauen in die Schönheit und die Liebenswertigkeit von all dem Ungeliebten, das in unserem inneren Gefangenen festgezurrt ist.

«Warum, wenn Gottes Welt doch so gross ist, bist du ausgerechnet in einem Gefängnis eingeschlafen?», fragt der orientalische Mystiker Rumi (1207-1273).

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine Tagung voller Achtsamkeit und wacher Begegnung.